I.

Zwecke und Gründe.

25. Februar 1899.

Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Ein Tag wie der heutige gehört zu den Ehrentagen einer höheren Schule, zu den Tagen, an denen sie sich ihrer Stellung im öffentlichen Leben und des Dienstes, den sie der Gesamtheit leistet, am stolzesten bewußt wird. Wenn wir sonst bei der anstrengenden täglichen Arbeit des Unterrichtes, der Vorbereitung, der Korrekturen manchmal in Gefahr kommen zu denken, dies unser Thun sei die eigentliche Hauptsache und um seiner selbst willen wichtig — in dem Augenblick, wo wir die ältesten unsrer Schüler als „reif" ins Leben hinausschicken, werden wir daran erinnert, daß die Schule mit allen die an ihr arbeiten nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern einem großen, außerhalb liegenden Zwecke dient: der Vorbereitung für die Aufgaben, die das wirkliche Leben dem Manne stellt.

Aber ich will dieser allgemeinen Betrachtung, so nahe sie liegt, heute nicht nachgehen und lieber von dem sprechen, was Ihnen, meine lieben Abiturienten, die Gedanken erfüllt. Für Sie im besonderen ist es ein Ehrentag. Mit Befriedigung sehen Sie auf den Weg zurück, der Sie zum erwünschten Ziele geführt hat, mit Lust und frischem Mute blicken Sie hinaus in die freiere Bahn, die sich vor Ihnen aufthut. Zum ersten Male dürfen Sie durch eigenen Entschluß die Richtung bestimmen, die Sie einschlagen wollen; Sie selber dürfen den Beruf erwählen, in dem Sie Ihre Kräfte am besten glauben nutzbar machen zu können, die Stätte der Vorbereitung

aufsuchen, die Ihnen lockend erscheint. In Ihrem Zusammensein untereinander, in den Gesprächen, die Sie daheim im Familienkreise führen, spielen diese und ähnliche Fragen jetzt eine große Rolle. Und mit gutem Recht. Sie wollen nicht planlos in einen wichtigen Lebensabschnitt hineinrennen, sondern sich klar werden, warum Sie gerade so und nicht anders vorgehen, warum Sie dieser Universität den Vorzug geben, jene Vorlesung nicht hören, warum Sie irgend ein Spezialfach mit in den Bereich Ihrer Studien hineinziehen oder davon ausschließen.

„Warum?" das kann zweierlei bedeuten: aus welchem Grunde? oder: zu welchem Zwecke? Beides ist nicht dasselbe. Und wenn es oft schwer genug ist jede der beiden Fragen richtig zu beantworten, so ist es vollends nicht leicht und dabei überall im Leben das eigentlich Wichtige, zu entscheiden, welche von beiden Fragen man stellen will. Davon lassen Sie mich in dieser letzten Stunde, die mich als Lehrer und Berater Ihnen gegenüberstellt, ein Wort sagen.

Wenn zwei Leute, die über keinen großen Vorrat an Gedanken und Ausdrücken verfügen, sich streiten und heftig werden, so ist nichts häufiger als die Wendung, mit welcher der eine die Meinung des anderen zurückweist: „das hat ja gar keinen Zweck". Damit ist alles gesagt, es bedarf weiter keiner Widerlegung. Wer über solche Enge der Betrachtungsweise lächelt, wird doch für sich selber nicht gleichgiltig bleiben, wenn er erkennen muß, daß er irgendwo seinen Zweck verfehlt hat, weil er unzweckmäßig handelte, daß gar all sein eifriges Bemühen „zwecklos" war. Überall ist der Zweck das, was geschätzt wird und den Ausschlag giebt; nach ihm richten sich die Mittel, die helfen sollen ihn zu erreichen. Wir kennen alle und sind gewohnt ihn mit Entrüstung abzuweisen, den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige. Aber wer ehrlich ist, muß zugeben, daß er, wenigstens als zusammenfassender Ausdruck einer thatsächlichen Erfahrung, etwas Richtiges enthält. Dieselbe Handlung wird verschieden beurteilt, je nachdem sie einem nützlichen, guten, großen Zwecke dient oder nicht. Im Verkehr der Menschen, wie mancher gesteigerte Ausdruck einer freundlichen und ehrerbietigen Gesinnung würde unterbleiben, wenn es nicht darauf ankäme, Wohlwollen und Beistand für die Erfüllung eines bestimmten Wunsches zu gewinnen. Und auch der Strengste wird eher bereit sein, zum Gebrauch solcher kleinen Mittel herab-

zusteigen, wenn der Vorteil, der erreicht werden soll, nicht ihm sondern einem anderen zu gute kommt. Fremdes Eigentum ist uns heilig; aber kein Mensch wird sich bedenken, wenn er einen Mitmenschen in Lebensgefahr sieht, zu seiner Rettung eine Waffe oder ein Gerät zu ergreifen, das ihm nicht gehört, auch wenn es beim Gebrauche zerstört werden muß.

Je größer und umfassender ein Zweck ist, desto mehr vermag er die Mittel sich unterzuordnen, desto weniger nehmen wir Anstoß, wenn es geschieht. Ein Staatsmann kann sich den Luxus nicht gestatten, überall nur seiner eignen Überzeugung zu folgen; er wird manchem zustimmen müssen, was er im Grunde nicht für gut hält, manchen Bundesgenossen sich gefallen lassen, der ihm eigentlich nicht gefällt, weil er nur so vermag die Kräfte in Bewegung zu setzen und sich dienstbar zu machen, deren er bedarf, um das nächste große Ziel, das er zum Besten seines Landes sich gesteckt hat, zu erreichen. „In einem Kampfe, der auf Tod und Leben geht," sagt Fürst Bismarck, „sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an; der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg". Wer nicht stark genug ist, diese harte Wahrheit zu erkennen und sich zu eigen zu machen, der ist freilich zum Staatenlenker nicht berufen; und er kann, wenn ihn die Verhältnisse doch dahin drängen, für die Sache, der er dient, verhängnisvoll werden. In Frankreich gab es zur Zeit der großen Revolution vielleicht keinen besseren Patrioten, keinen edler denkenderen Mann als Lafayette; und doch, weil er den Grundsätzen der Rechtschaffenheit, die er als Privatmann und als Soldat befolgt hatte, auch inmitten einer politischen Umwälzung treu bleiben wollte, so ist er es am letzten Ende gewesen, der seinen König, den er retten wollte, aufs Schaffot gebracht hat. Hätte Tiberius Gracchus wirklich, wie seine vornehmen und habsüchtigen Standesgenossen behaupteten, mit all seinen volksfreundlichen Reformen nur darauf hingearbeitet, sich zum Alleinherrscher in Rom zu machen, er würde, wenn auch wohl nicht dieses Ziel, doch sicher mehr und einen dauernderen Einfluß gewonnen haben, als so, wo er sein Handeln nicht mit kluger Berechnung auf einen fernen Zweck richtete, sondern von einem reinen Beweggrunde, dem Mitgefühl für seine unglücklichen Landsleute, getrieben wurde. Dem Staate zu helfen war sein Bemühen;

und er hat den ersten Anstoß gegeben zu dem unendlichen Unheil, das hereinbrechen sollte. Mit einigen unter Ihnen habe ich in diesem Winter Shakespeare's Julius Cäsar gelesen. Da ist Brutus der Typus eines Mannes, der aus Gründen, nicht nach Zwecken und sogar oft recht unzweckmäßig handelt, und der infolge dessen nicht nur selber zu Grunde geht, sondern mit sich andere ins Verderben reißt.

Und bei alledem können wir uns eines Gefühls von Achtung, ja von Verehrung für solche unpraktischen Schwärmer, wie sie freilich erscheinen, nicht erwehren. Es ist uns manchmal, als sei es nicht ihre Schuld, daß sie eine so verfehlte Rolle in der Welt spielen, sondern die Schuld eben dieser Welt, deren Dichten und Trachten auf Nützlichkeit gerichtet ist, und die jeden, der sich in ihrem Getriebe behaupten will, zwingt sich einzufügen. Was wir jenen Männern vorwerfen, ist nur, daß sie so viele andere, deren Leitung ihnen anvertraut war, mit zu Schaden bringen. Handelte es sich bloß darum, daß jemand seinen Grundsätzen zu liebe den eigenen Vorteil opfert, so würden wir ihm das nicht verwehren, sondern ihn wohl gar bewundern wegen seiner Kühnheit. Und das thun wir wirklich, wenn uns in unserm eigenen Leben jemand begegnet, der das Zweckmäßige verschmäht. Wir schütteln den Kopf, wenn wir sehen, wie er irgend eine konventionelle Lüge standhaft nicht mitmacht, wie er seiner Umgebung und sich selber durch die Strenge unbequem wird, womit er nur das thut und sagt, was aus dem inneren Grund seiner Überzeugung hervorkommt — wir schütteln den Kopf und lächeln vielleicht; aber inwendig beugen wir uns doch vor solcher Gesinnung als vor einer höheren. Ich gedachte vorher der Abneigung, welche die Menschen empfinden, eine Regel, die doch thatsächlich meist befolgt wird, auch in Worten anzuerkennen: daß der Zweck die Mittel heilige. Diese Abneigung ist doch nicht bloße Gleißnerei, sondern ein unwillkürlicher, wenn auch schwacher Ausdruck des Zugeständnisses, daß es eigentlich nicht so sein sollte wie es ist. Man meint, es müsse eine Welt geben können, in der nicht nötig wäre mit kluger Berechnung nach Zwecken zu streben, in der niemand fürchten müßte anzustoßen, wenn er immer geradeaus ginge und, frei von Absichten wie von Rücksichten, das Gute, das in ihm ist, sich auswirken ließe. Wie Gäste aus einer fremden, schöneren Welt erscheinen uns die

Menschen, die trotz allem wirklich so handeln. Mag immer ihr Schicksal dann und wann an das des Ritters von La Mancha erinnern, es ist doch erquickend sie zu sehen und von ihrem Leben berührt zu werden. Wie einer, der selber zu dieser Schar gehörte, einer der ernsthaftesten deutschen Denker unseres Jahrhunderts, es in schönen, bedeutenden Worten geschildert hat:

Die liebe Sonne weiß es nicht,
Daß sie den Knospen helfen kann:
Aus Gottes Herzen quoll ihr Licht,
Sie scheint drauf los, und denkt nicht dran.

Der Atem in des Menschen Brust,
Der Winde lustig freies Wehn —
Das flutet, ebbet unbewußt
Und segnet, eh wir's uns versehn.

O Menschenkind, so benedeit
Mit mehr als Hauch und Luft und Licht,
Des innern Seins Notwendigkeit,
Wer die nicht fühlt, der lebt noch nicht.

Ich habe den Mann gekannt, der so dichtete und, was mehr sagen will, so lebte; und ich kann für Sie, meine lieben jungen Freunde, kaum etwas besseres wünschen, als daß es auch Ihnen beschieden sein möge Menschen zu finden, auf die solche Schilderung paßt, die überall nichts von Zwecken wissen wollen, sondern ihr Dasein aus einem Grunde entwickeln, dessen innere Notwendigkeit sie zwingender zugleich und doch freier bestimmt, als der äußerlich bedingende Drang, mit dem Staat und Beruf und Gesellschaft uns umgeben. Auf deutschen Hochschulen sind Jünglinge dieser Art, auch wohl Jünglinge mit grauem Haar, noch nicht ausgestorben. Und es ist eines der schönsten Geschenke der Studienzeit, daß sie eine Fülle neuer, mannigfaltiger Menschen in lebendigem Verkehr Ihnen nahe bringt, unter denen Sie dann immer den zum Freunde wählen mögen, den Sie als den Stärkeren fühlen, durch den und an dem zu wachsen Sie hoffen dürfen.

Aber freilich, das Beste müssen Sie doch selbst thun, um in der Wahl zwischen Gründen und Zwecken stark und frei zu bleiben. Durch die praktischen Aufgaben, die künftig der Beruf und die Sorge

für den Erwerb Ihnen stellen, werden Sie oft genug genötigt werden zu fragen, was dem Zweck am besten entspreche; das kann nicht anders und soll nicht anders sein. Aber erhalten Sie sich zugleich ein Stück jener unabhängigen Gesinnung, die Antrieb und Richtschnur für ihr Handeln aus dem eigenen Inneren nimmt. Zur Pflege solcher Gesinnung wird Ihnen nie wieder im Leben so reiche Gelegenheit geboten, wie in den Jahren die jetzt vor Ihnen liegen.

Unter allen menschlischen Thätigkeiten giebt es keine, die freier von jeder Beziehung auf einen Zweck wäre als die beiden, die eben darum auch von der Menge, die unbewußt hier das Richtige trifft, für die vornehmsten gehalten werden: Kunst und Wissenschaft. Die Kunst wird herabgewürdigt, wenn man ihr Zwecke setzt, sei es daß sie nach Brot gehen muß, oder daß man sie zwingt im Dienste einer Tendenz, und wäre es die löblichste, zu arbeiten. Der echte Künstler schafft nur deshalb, weil er nicht anders kann; er muß versuchen, wie er dem, was in seinem Innern lebendig geworden ist, Gestalt gebe. Und der echte Gelehrte forscht nur deshalb, weil die Probleme, die in seinem Geiste aufgetaucht sind, ihm keine Ruhe lassen: er muß ihnen nachsinnen. Daß es in Wirklichkeit nicht bei jedem, der eine Kunst oder eine Wissenschaft betreibt und seinen Beruf nach ihr nennt, so steht, weiß ich wohl. Bei der Wissenschaft zumal, deren Resultate mit immer wachsendem Erfolg — nun gar in unserer Zeit — praktisch verwertet worden sind, liegt es nahe, die glänzende Anwendung für die Hauptsache, die stille Gedankenarbeit, die vorhergeht, für ein Mittel zum Zweck zu halten. Wenn ein tüchtiger Mann sich sagen darf, daß er mit dem, was er gelernt hat, in einem wichtigen Berufe seinen Mitmenschen gute Dienste leistet, so wird er, je länger sich dies bewährt, mehr und mehr das Gefühl bekommen, daß er eigentlich um dieser Dienste willen da sei und um dieses Berufes willen seine Wissenschaft studiert habe. Das ist menschlich und natürlich, und also auch wohl recht. Und doch liegt darin die Gefahr, daß einer allmählich zum Philister und Banausen werde. Um dieser Gefahr zu entgehen, giebt es kein andres Mittel, als daß man immer dann und wann wieder durch einen reinen Trunk lebendiger Wissenschaft sich erfrischt; vor allen Dingen aber thut es not, daß man einmal doch in vollen Zügen aus dieser Quelle Lebenskraft und Begeisterung geschöpft habe. Wer die Freude des

Studierens, des sich-Versenkens in die Forschung einmal recht gekostet hat, der wird nie ganz zum Handwerker herabsinken.

Genießen auch Sie, meine jungen Freunde, die schöne Studentenzeit. Niemand mißgönnt Ihnen die geselligen Freuden des akademischen Lebens, gegen die Sie, das hoffe ich sogar, noch nicht blasiert oder abgestumpft sind. Aber die Schule, die Sie heute entläßt, würde ihre Aufgabe an Ihnen nicht recht erfüllt haben, wenn Sie nicht schon jetzt dahin gelangt wären, in der Freiheit des Lernens — sei es aus Büchern oder von Menschen — das wertvollste Stück der akademischen Freiheit zu sehen. Machen Sie von dieser Freiheit, von der herrlichen Muße, die Ihnen geboten wird, — fast hätte ich gesagt: zweckmäßigen Gebrauch; aber einen so bösen Rat werde ich Ihnen nicht geben. Doch den Wunsch darf ich aussprechen, daß, wenn Sie nach einigen Jahren an der Schwelle des Berufslebens selber stehen und den Gewinn überschlagen, den die Zeit der Vorbereitung Ihnen gebracht hat, Sie Grund haben mögen, mit der ersten Probe, die Ihre Selbständigkeit hier bestehen soll, zufrieden zu sein. In diesem Gedanken lassen Sie mich die guten Wünsche zusammenfassen, mit denen Ihre Lehrer Ihnen das Geleite geben.